



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Amely: Plaudereien aus London.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Plaudereien aus London.

Mai 1847.

Die Saison. — Jenny Lind's Abentheuer. — Bun und Lumley. — Herzog Carl und die Londoner Zeitung. — Graf Montemolin. — Disraeli, John Russell und die Juden. — Manzini und die Kleinen Savoyarden. — Die deutschen Besenbändlerinnen und Gouvernanten. — Die Noth in Irland. — Die Damen Kemble und Jameson. — Freiligrath und Bulwer. — Die Kunstausstellung.

Die Saison hat ihren Polar-Sommer begonnen. Da das Ende der diesjährigen Vergnügungen durch die bevorstehende Parlamentswahl und Entbindung der Königin so nahe gerückt ist, beeilt sich Jeder aus dem Freudenbecher zu schöpfen, was ihm solche Eile erlaubt. Doch hat sich mancher über die Verkürzung zu beklagen; denn haben gleich Musik und Theater sich beeilt ihr Scherflein zu liefern, so lassen sich die Jahreszeiten nicht verrücken, und die anhaltende kühle Witterung hat die Erdbeeren, Stachelbeeren, Rosen- und Heufeste um vieles hinausgeschoben. Die letzten acht Tage haben aber fast Wunder gewirkt. Die Parks sind grün, und der Flieder fängt an zu blühen. Die Drawing-rooms haben begonnen und der ganze Garten schöner Mädchen, der in diesem Mai seine Neze auswerfen will, zeigt sich auf allen Wegen und Stegen in den schönsten Morgen- und Abend-Toiletten.

Doch hat keine derselben einen so schnellen Sieg davon getragen als die nordische Nachtigall Jenny Lind. Veni, vidi, vinci heißt es bei ihr in jedem Sinne; denn nicht allein ist ganz London auf den Beinen sie zu hören und zu sehen; nicht allein ist Lumley genöthigt, kann man sagen, doppelte Preise zu fordern, um nur einigermaßen gewählte Gesellschaft zu haben, und die Polizei verbunden, eine doppelte Wache vor dem Opernhause aufzustellen, wo der Eintritt jetzt mit Lebensgefahr verbunden ist, weil der Enthusiasmus sich nicht scheut, über die Schultern der nicht Hochgewachsenen seinen Eingang zu suchen; sondern auch als Frau ist Jenny Lind ein Tribut dargebracht worden, um den manche schöne Tochter Albions sie beneiden möchte. Lord Burgersh, der Bruder des Karls von Westmoreland,

Grenzboten. II, 1847.

jetzigen Gesandten in Berlin, hat ihr seine Hand angeboten; die Sängerin aber hat ihm in einen sehr artigen Schreiben für seine Güte gedankt, von der Gebrauch zu machen ein früheres Versprechen sie hindere. Diese ihrem armen, unbedeutenden Jugendgeliebten bewahrte Treue hat England in Erstaunen gesetzt. Hier, wo die Klasse der Theatersängerinnen noch auf so niederem Fuße steht und wo nur der Künstlerin, nie der Frau Achtung und Bewunderung gezollt werden kann, ist dies natürlich eine ganz neue Erscheinung, und selbst die Frau Königin ist so entzückt von der liebenswürdigen Schwedin, daß sie ihr mit eigener Hand einen Strauß zugeworfen hat — eine Herablassung, über die die englischen Blätter viel Aufhebens machen. Wie sich aber der Streit zwischen Bun und Lumley entscheiden wird, weiß man noch nicht. Jenny Lind hat Ersterem 2000 Pfund Entschädigungsgelder geboten, die er aber nicht angenommen hat, weil er in diesem Erbieten den sichersten Beweis seines guten Rechtes zu sehen glaubt. Mittlerweile aber geht sein Theater zu Grunde. Niemand besucht Covent Garden seit Jenny Lind hier ist. Und Niemand wäre in die italienische Oper gegangen, hätte Lumley nicht weise sich zu jedem Opfer verstanden, um nur Jenny Lind zu sichern. So mußte einer sinken, das ließ sich nicht ändern, es sei denn, es fände sich eine andere Lind. Käme Meyerbeer, so könnte dieser Bun retten; ob der sich aber in diesem Jahre zu einem Ausflug nach London verstehen wird, soll noch ungewiß sein, und von einem andern Sterne weiß man nichts, denn Lola Montez tanzt ja nicht mehr. Bun und der Herzog Carl von Braunschweig stehen nun in einer Kategorie. So wie Bun seine neue Oper nicht fortführen kann, ohne dem Publikum einen Köder zu liefern, so geht es dem letzteren mit seiner Londoner deutschen Zeitung, der es, seit Sr. Durchlaucht hocheigene Memoiren beendet sind, durchaus an interessanten Beiträgen fehlt. Gern hätte es daher der Herzog mit dem Nachlaß von Kambst versucht, wenn er, trotz seines vielgerühmten Muthes, sich doch nicht in London in seinen eigenen vier Pfählen vor dem König von Preußen gefürchtet hätte. Nun begnügt er sich mit einer Herausforderung von Karl Heinzen, nach der Niemand fragt, so wenig wie nach ihm selbst.

Graf Montemolin erregt als neuere Erscheinung etwas mehr Aufmerksamkeit, obgleich sein Aeußeres die Damen weniger ansprechen möchte. Er ist blond, fast röthlich, was für einen Spanier seltsam ist. Er raucht sehr stark und hat daher eine bleiche, fahle Gesichtsfarbe. Er ist nicht groß von Statur und hat nichts Ausgezeichnetes in seinem Aeußern. Doch soll es ihm nicht an Geist fehlen, und wohlunterrichtete Männer versichern, daß er in vielen Fächern zu Hause sei und keine Gelegenheit unbenutzt lasse seine Kenntnisse

zu erweitern. Mit seinen Finanzen steht es wohl nicht zum Besten. Er lebt in einem bescheidenen Hause in Mortimer Street, einer gar nicht „respectablen“ Straße und hat nur ein sehr kleines Gefolge bei sich, von dem der Herzog von Villa Franca die hauptsächlichste Person ausmacht. Der Prinz ist sehr musikalisch, ein Talent, das er in Frankreich während seiner Gefangenschaft erworben hat, und das man ihm in England aus diesem Grunde hingehen läßt. Er spricht sehr gut Englisch und unterhält sich gern in dieser Sprache, was ihm bei dem Besuche der Museen und gelehrten Gesellschaften sehr zu statten kommt, weil nur wenige englische Savans sich Zeit lassen moderne Sprachen zu erlernen und er somit keine Auskunft über das erlangen könnte, was er in Augenchein zu nehmen beabsichtigt, wenn sie sie nicht in ihrer Muttersprache geben können. Man hat ihn in dieser Woche bei den „Antiquariens“ eingeführt, die langweiligste aller englischen Gesellschaften, deren Mitglieder gewöhnlich einschlafen, während die Berichte vorgelesen werden. Die Gegenwart eines spanischen Prinzen wird aber gewiß mehr dazu beigetragen haben, die gelehrten Herrn zu versammeln und wach zu erhalten, als alle Zeichnungen alter Kirchen in der Normandie zusammen genommen. Graf Montemolin hat sich auch zeichnen lassen und „beehrt“ die Ausstellung dieses Jahres in Wasserfarbe. Jenny Lind aber wurde heute schon in allen Straßen für zwei Pence ausgeschrien. Die Grisi, die sehr neidischer Natur sein soll, wird nicht ohne ein Gallenfieber davon kommen, wie man fürchtet. Man tadelt sie bitter, daß sie die schwedische Nachtigall mit so scheelem Auge ansieht, doch geht das ja andern und selbst größeren Talenten nicht besser. Heißt es doch von Mendelssohn und Meyerbeer, daß sie sich wie eine Pest fliehen und kaum den Klang des gegenseitigen Namens ertragen können. So mischt sich immer wieder das Kleine in das Große, damit auf dieser armen Erde nichts ganz Großes bestehe! Von dem Ersteren weiß übrigens das Publikum hier, daß er außer dieser Schwäche auch noch die bestige, göttlich verehrt werden zu wollen (?) und man sinnt daher ordentlich darauf, in welche Form der Ausdruck der Bewunderung zu steigern sei, damit er einem schon ganz verwöhnten Gaumen nicht noch unschmackhaft erscheine. Disraeli soll stolz auf ihn sein und diesen kleinen Nachklang orientalischer Abkunft und Metapherliebe gerne sehen, weil er in diesem Punkte eine angenehme Wahlverwandtschaft entdeckt. Uebrigens aber ist nicht zu leugnen, daß die jetzige Zeit viele Belege zu der in seinem Tancred aufgestellten Bemerkung liefert: „daß das erste Volk der Welt das Israelitische, und nach so vielen Jahrhunderten des Druckes und Glends hegen es noch die Söhne Arabiens, deren Talente und Genies alles über-

rage und Europa mit Staunen und Bewunderung erfülle.“ Herr Disraeli zeigt wenigstens durch diese Behauptung, mit welcher enthusiastischen Vorliebe er seinen jüdischen Voreltern zugethan sei, wenn er gleich als Christ einen Sitz im Parlamente gefunden und eine reiche christliche Wittve gehehlicht hat. Sicher ist es, daß er als Jude kaum wärmer für die Juden hätte sprechen können, als wie er es als Christ gethan hat. Das ist doch christlich! — Uebrigens haben die Juden in letzter Zeit eine viel bessere Stellung in London erhalten und dürfen mit Recht auf größere Vorrechte hoffen, seit England einen Minister erhalten hat, den sie gewissermaßen dazu gemacht haben. Lord John Russell wäre nie von der Stadt London gewählt worden, hätten die Juden es sich nicht 20,000 Pfund kosten lassen. Mit bloßen Titeln bezahlt sich ein solcher Dienst nicht. — Es sind übrigens im Ganzen nur 60,000 Juden in ganz England. Diese stehen in vielem Bezug bedeutend hinter ihren deutschen Brüdern zurück, weil es ihnen an Gelegenheit fehlte, eine gute Erziehung oder nur irgend eine Erziehung zu erhalten. Für das Erstere ist durch die Gründung der Universität London gesorgt, die keine Religion ausschließt; und das Letztere hoffen sie jetzt zu erlangen, wo das Thema einer National-Erziehung nach liberalen Grundsätzen behandelt wird. Es wäre wirklich zu wünschen, daß man im freien England einmal in diesem Punkte ein wenig großherzig dächte. So viele Klassen der Gesellschaft sind auf die jetzige Art, wo die „hohe Kirche“ den Glauben an die Stirne jedes Schülers geschrieben haben will, jedes Mittels der Erziehung beraubt oder auf Barmherzigkeit angewiesen. Da findet es sich denn, daß gar zu viele keinen mitleidigen Fürsprecher finden und verwahrloft aufwachsen.

Die Juden in St. Giles — dem berüchtigsten Stadttheil London's — haben gewiß außer Sonne, Mond und grünen Bäumen sehr oft kein ABC gesehen. Die kleinen Savoyarden sind nicht besser daran. Manzini, dieser enthusiastische Patriot, und zweiter Cato, wenn auch in anderem Sinne, lebt nur für die Erziehung dieser armen Knaben, die jung nach England gesandt werden, wo sie, wie ihre Eltern glauben, das Gold auf der Straße finden, und die dann jämmerlich betteln gehen müssen, Kälte leiden, Hunger und Elend, und auch nicht einmal in die Heimath zurückkehren können, weil ihnen das Geld zur Ueberfahrt fehlt. In jeder Straße sieht man diese Knaben, entweder mit einer Orgel, oder mit einem Affen, Meerschweinchen und dergleichen Dinge, die sie miethen und für die sie dem Eigenthümer täglich eine gewisse Summe entrichten müssen. Ohne Lager, ohne Obdach, und manchen Tag ohne ein Stück Brod, sind sie immer vergnügt, und aus ihren schmutzi-

gen Gesicht lachen gutmüthig ein Paar freundliche Augen hervor, während sie aus ihren Lumpen die bittende Hand dem Vorübergehenden entgegenstrecken. Diesen Trost theilen mit ihnen die deutschen Besenbändlerinnen, — diese armen Rheinländerinnen mit ihren hölzernen Quasten, die ebenfalls hierher kommen, Gold regnen zu sehen; aber eine dritte Classe von Leidensgefährten, deren Zahl sich täglich mehrend bald jede andere überschreiten wird, sind die deutschen Gouvernanten, deren fehlgeschlagene Hoffnung sich jedem ihrer Züge mit unverkennbarem Stempel aufdrückt, und die doch lieber Jugend und Gesundheit der falschen Scham opfern, als eingestehen wollen, daß sie sich getäuscht haben, daß in England keine Berge Goldes für solche zu haben sind, die nicht ein gleiches Gewicht von Kenntnissen in die andere Waagschale legen können. Und ist das unbillig? — Der Engländer kennt den Werth des Geldes zu wohl, um es für Nichts hinzugeben. Und wirklich erscheint hier eine Fluth der traurigsten Geschöpfe, die nicht einmal ihre Muttersprache reden können, und suchen Anstellung und hohen Gewinn. Manche derselben fanden bis jetzt noch in Irland ein Unterkommen, weil man dort schon eher vorlieb nehmen muß und auch weniger mit dem Continent in Berührung kommt, und daher die deutsche Sprache, die sie reden, nicht beurtheilen kann. Jetzt aber hat dort Hungersnoth so viele Familien gezwungen, sich einzuschränken und von Lehrern und Dienern nur das Allernothwendigste zu behalten, so daß außer einer neuen Einfuhr von Deutschland nun auch noch alle von Irland Zurückkehrenden ein Unterkommen suchen. Hört man nun, daß Director Julien jetzt in Dublin ist und Pischel in seinem Gefolge ungefähr 20 Pfund den Abend verdient, so sollte man kaum glauben, daß täglich eine gewisse Zahl Menschen dort Hungers sterben und dennoch die Theater gefüllt sind; — doch ist es so! Und was trauriger ist, und weniger für die Menschheit sagt und weniger Hoffnung einer Abhülfe läßt, ist, daß Graf Strelecky, der berühmte Reisende und Geograph, der aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten nach Irland gegangen ist, um nachzusehen, was sich thun lasse, berichtet: was von hier eingesandt werde, komme den Hungernden weniger zu Gute, als daß es diejenigen bereichere, durch deren Hände es gehe. Was läßt sich da noch thun? Indessen haben die armen Irländer ihren Weg nach Liverpool gefunden und dahin das Typhus Fieber gebracht und von da nach London. Hier aber, wo der Preis der Lebensmittel täglich steigt und die Noth unter den Armen auch sehr groß sein soll, merkt man in den mittleren und höheren Klassen gleichfalls nichts von einem solchen Stand der Dinge. Ja hätte die Königin nicht befohlen, daß Jeder in ihrem Haushalte nur täglich ein Pfund Brod essen solle und das

noch von dem ersten besten; so hätte man an der Wahrheit dessen zweifeln mögen, was die Blätter des Tages sagen. Die Kunst, die sonst so oft nach Brod gehen muß, leidet diesmal wenigstens nicht Hunger. Kein Künstler klagt, daß ihm etwas abgezogen sei. Und nimmt gleich Jenny Lind viel in Anspruch, so erhält doch Mrs. Butler, frühere Fanny Kemble — noch 20 Pfund für den Abend am Prinzeß-Theater. Ihr Talent allein wird aber nicht hinreichen, die kleine Bühne zu heben, so lange alle ihre Mitspieler so weit unter ihr stehen und sie verhindern ein Ganzes zu liefern. Ihr neues Buch „A year of consolation“ wird viel gelesen, obgleich jeder sich durch den Titel getäuscht findet. „Dies Jahr des Trostes“ besteht aus einem Reisejournal in Italien, worin sie dann und wann einen Rückblick auf Amerika wirft und ihres Mannes und ihrer Kinder gedenkt, von denen sie ganz getrennt zu sein scheint. Sie scheint ein Schicksal mit ihrer Freundin, Mrs. Jameson, zu theilen. Beide gingen mit dem Manne ihrer Wahl nach Amerika und beide wurden nach Europa zurückgesandt, um zu ihrem früheren Beruf zurückzukehren — die eine zu der Feder, die andere zu der Bühne. Sollte dies das Schicksal emanzipirter Frauen sein, so bereiten die Verfechter derselben ihnen wahrlich ein selbstständiges, aber sehr einsames, liebearmes und liebeleeres Alter. Sie mögen das bedenken! Der eiserne Wille nützt dem Mann Thaten zu vollbringen und ihn über die Klippen des Lebens hinwegzuführen; die engere Sphäre der Frauen aber bedarf keines so starken Elementes, und ist dies einmal hervorgerufen und da, dann ist der häusliche Kreis ein zu kleiner Schauplatz für dasselbe, und zwei Herrscher haben selten in einem Reiche lange und glücklich regiert. — Was „la jeune Angletterre“ über diesen Punkt denkt, weiß ich übrigens nicht zu sagen. Der „Whittington Club“ läßt Damen zu, — das ist gewiß, aber weder Milus noch Freiligrath haben sich in ihren Gedichten über diesen Punkt ausgelassen. Gewiß ist es, daß die Flugschrift der Fräulein von Haga, (der Stieftochter von Adam Müller) betitelt „les femmes celibataires,“ die sie verschiedenen freisinnigen Herren zugesandt hat, durchaus keinen Beifall findet. Freiligrath soll übrigens ziemlich viel Mühe haben, seine Frau vom Emanzipiren abzuhalten. Die Verhältnisse sind auch keineswegs angenehm und gewiß sehr unter beider Erwartung. Das Angenehmste was ihm noch wiederfahren, ist wohl eine Einladung von Sir Lytton Bulwer zu ihm nach seinem Landsitz zu kommen, und dort bei ihm zu weilen, so lange er einer Freistatt bedürfe. Bulwer hat jetzt eine Tochter erwachsen, die er an die Spitze seines Hauses gestellt hat und die in diesem Jahre in die Welt treten wird. Vielleicht wird er nun allen Lästerzungen Schweigen gebieten und gebieten

können, wenigstens steht es zu hoffen. Sein letztes Buch, „*Lucretia*“, hat dem Publikum durchaus mißfallen. Uebrigens aber denkt für den Augenblick Niemand an Literatur. Die Vergnügungen des Tages und die staatlichen Angelegenheiten nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Ausstellungen sind seit dem ersten Mai geöffnet und wie gewöhnlich von einer zahlreichen Menge besucht. Es findet sich außer einigen vortrefflichen Bildern der ersten Meister Englands, ein Bild von J. Biard dort, das vielleicht alles übertreffen möchte. Es stellt die Befreiung der Sklaven auf einem Schiffe vor, das durch ein französisches Kriegsschiff genommen worden. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der französische Capitän das Verdeck betritt. Dieser bildet daher eine Hauptfigur im Vordergrund. Ihm zur Seite steigen aus dem Unterdecke die befreieten Sklaven hervor und die Gefühle derselben — des Hasses, der Freude, der Verzweiflung — sind mit einer Wahrheit dargestellt, die ergreifend ist. Man kann sich kaum satt sehen an diesem Bilde, auf dem jeder Kopf ein Studium und eine ganze Geschichte ist. Der Künstler, der das verfertigen konnte, mußte zugleich Philosoph und Menschenkenner sein; denn ohne ein tiefes Studium der Natur und des Gemüthslebens, war das nicht zu bewerkstelligen. Ein solches Bild ist eine doppelte Freude in England, wo man so arm an Darstellung von Seelenzuständen ist. Nachahmung der Natur, — Hunde, Pferde, Ragen und auch Menschenköpfe — ist die Stärke englischer Maler, und wieder findet man vortreffliche Sachen von Landseer, Stanfield und Lee. Von ersterem ist ein Bild dort, Wan Gambugh, wie er die Löwen in ihrem Käfig zähmt, darstellend, das wunderbar schön gemalt ist. Er hat es auf Bestellung des Herzogs von Wellington gefertigt, dessen Geschmack ein solcher Gegenstand entspricht. Turner hat diesmal nur ein Bild geliefert — sein letztes, wie es heißt, das den „*Hew of hundred lights*“, in rothen und gelben Wolken reitend, darstellt. Es ist eine wunderbare Farbenpracht, die glücklicher Weise keine Nachahmer findet. Ein sehr mißlungener Versuch eines historischen Bildes, sind drei Scenen aus dem Leben der Jungfrau von Orleans, von A. Cooper, das größte Bild in der ganzen Ausstellung, das im ersten Zimmer eine Wand einnimmt. Er hat die Jungfrau als ein männlich starkes, kolossales, nerviges, schwarzgebranntes Mädchen dargestellt. Auf dem ersten Bilde findet sie das Schwert, das sie mit einer Faust ergreift, die gleich vor jeder idealischen Idee zurückbeben macht. Auf dem zweiten Bilde findet man sie zu Pferde inmitten der Schlacht, mordend und von der schrecklichsten Mordscene umgeben. Auf dem dritten Bilde steht sie auf dem Scheiterhaufen, der schon unter ihr angezündet ist, und blickt mit

düsterer Miene zum Himmel auf, von dem sie in angstvoller Erwartung noch Rettung zu hoffen scheint. Das Ganze erregt mehr widrige als angenehme Gefühle und Niemand schien mit Vergnügen vor dem Bilde zu weilen. Eine große Anzahl Porträts füllen wieder die Räume wie gewöhnlich. Den Rest füllen Thiere und Landschaften aus, was dem Nationalgeschmack am besten zusagt. Wie viel es darauf ankomme, zeigt das Beispiel eines „fils prodigue“, der wegen seiner Heirath vom Vater enterbt, sich auf sein einziges Talent, ein bisschen Malen, angewiesen sah, und durch das Zeichnen von Kutschen, wie sie sonst gebräuchlich waren, Frau und Kinder anständig erhält. Er bekommt 15 £. für das Stück, und kann kaum so viele anfertigen als bestellt werden. Um einigen Wechsel in die Ausführung zu bringen, stellte er die Kutsche bald im Schnee, bald im Regen, bald umgeworfen, bald am Abgrunde haltend, dar. Würde dies einem andern Volke genügen?

Eine Merkwürdigkeit der Saison sind auch zwei Glas=Candelaber des Pascha's von Egypten, die zu sehen sind. Sie sind je 17 Fuß hoch und von colossaler Proportion. Der Unternehmer hat selbst 1000 £. für das Stück gezahlt, obwohl ihm vom Pascha nur 1500 für Beide zugestanden worden sind. Er kümmert sich aber nicht um den Verlust, so lange das Publikum dadurch angelockt wird.

Amely.